

Unser Bekenntnis. [Teil 2]

Autor(en): **Lauterburg, Ed.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Schweizer Freidenker**

Band (Jahr): **4 (1918)**

Heft 11

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dem blutigen Wahnsinn draussen entflohen waren und hofften, auf dem Boden der alten Schweizerfreiheit, mit der man so gerne grosstut, eine Zufluchtsstätte zu finden, ihren Mördern vor den Gewehrlauf zu treiben? Stehen nicht den „Unwürdigen“ gegenüber viele andere, die aus den edelsten Motiven, aus Abscheu vor dem Ungeheuer-Grässlichen, das Wagnis der Flucht unternahmen? Wenn unsere Oberbehörde zu der Massregel greifen musste, denen den Eintritt zu verwehren, die in Todesnöten an unserer Pforte anklopfen, weil darunter störische Elemente sind, so stellt sie sich selber das traurigste Zeugnis aus. Sie erklärt damit, dass sie nicht imstande sei, im eigenen Hause Ordnung zu halten, dass sie fürchte, der ganze schöne Apparat, den sie zu dirigieren hat, fahre der paar Mannen wegen auseinander. Schmach ist das Kennzeichen dieser „Tat“ für die Schweiz. Wer weiss, vielleicht kommt der Tag, an dem es wieder heisst wie schon einmal, als die Schweizer nicht auf die Stimme der Menschlichkeit hörten: „O Gryfensee, wie ruch ist din Rach!“ — Zum Büttel hat sich die Schweiz erniedrigt dies Jahr. Gibt es da einen 1. August zu feiern, einen Freiheitstag? — Fahne auf Halbmast!

Unser Bekenntnis.

Von Ed. Lauterburg.

Rede bei Eröffnung des Lessingbundes in Bern.

(Fortsetzung.)

Gewiss gibt es in der Kirche viele Leute, welche mit den in der Bibel enthaltenen Widersprüchen aufräumen wollen und nicht mehr an die sechstägige Schöpfung, den Sündenfall, die Dreieinigkeit, Jesu Sühne für die sündige Menschheit, die leibliche Auferstehung und gar an all die Phantastereien der Offenbarung Johannis glauben. Aber wie wenige wagen es, die Unhaltbarkeit all dieser Dinge unverhohlen von der Kanzel herunter, in der Unterweisung und in kirchlichen Zeitschriften zu verkünden, um all den zwischen Überlieferung und eigenem Denken eingeklemmten Seelen Luft zu machen! Wie viele Eiertänze werden da aufgeführt, wo es gälte, mit festem Schritt geradeauszugehen; wie viele süsse Mischtränklein aufgetischt, wo es hiesse, klaren Wein einschenken!

Herr Prof. Lüdemann behauptet zwar in seinem Vortrag „Das Christentum der kirchlichen Reform“ vom 11. März 1917, die Reformpartei habe „die Identität des Christentums mit einer veralteten Kirchenlehre zerstört“. Nun, weshalb belässt

er denn alle kirchlichen Formen beim alten, obschon keine einzige, auch die Kirche selbst nicht, so von Jesus eingesetzt wurde, wie sie heute besteht? Wann hat Jesus etwas gesagt von einer Liturgie, von einer Kindertaufe, von einer Konfirmation, von einem Züglein von Männern und Frauen zu einem Altar, um dort ein Stücklein Brot und einen Schluck Wein in Empfang zu nehmen? Wo hat er davon gesprochen, dass seine Jünger sich für die Verkündigung seiner Wahrheit auch von den Ungläubigen sollten bezahlen lassen? Nirgends! Sondern überall da steckt eben auch Herr Lüdemann mit seinen Genossen noch ganz in der kirchlichen Überlieferung.

Wenn Jesus einen Raum zum Beten empfahl, so war es das stille Kämmerlein; wenn er sich taufen liess, so tat er es, als er wusste, wozu er sich berufen fühlte. Wenn er sich des Geisteslebens eines Jünglings annahm, so verlangte er von ihm nicht, dass er mit einer Schar anderer Jünglinge und Mädchen genau auf denselben Zeitpunkt, und noch dazu in sehr früher Jugend, fähig sein sollte, auf die höchsten Fragen des Menschenherzens eine entscheidende Antwort zu geben; am allerwenigsten verlangte er von einem solchen Jüngling ein Bekenntnis über seine, Jesu, Göttlichkeit, rief er doch dem reichen Jüngling, der ihn „guter Meister“ anredete, zu: „Niemand ist gut, denn der eine, Gott“. Wenn Jesus seinen Jüngern empfahl, noch dann und wann nach seinem Tode sich beim Abendbrot zu vereinigen, wie sie es am Abend vor seinem Tode getan, so lud er sie damit viel eher zu einem heimeligen „Zabesitz“ in kleinem Kreise ein als zu einer steifen Zeremonie unter einander fast unbekanntem Leuten. Und wenn Jesus von einem Reich Gottes auf Erden sprach, so meinte er damit nicht eine Institution, in die man hineingeboren wird, ohne etwas davon zu wissen und in der ausgerechnet die Schriftgelehrten das grosse Wort führen würden, während die Geistesgetauften von ihm selbst an in ununterbrochener Reihe als Ketzer verurteilt oder totgeschwiegen wurden.

Ich weiss, dass viele Glieder der Kirche denken wie ich. Ich verkenne auch durchaus nicht, dass in den Fünfziger und Sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts von den Vorläufern der jetzigen Reformen viel zu einer Erneuerung der schweizerischen reformierten Kirche geschah. Ich denke dabei an Männer wie Albert Immer in Bern und Heinrich Lang in Zürich. Auch jetzt erstehen dieser Kirche in ihrem eignen Schosse mutige Männer, die nicht immer wieder neuen Wein in alte Schläuche

Freies Denken und freies Empfinden.*)

(Fortsetzung.)

Das Transcendentale.

Unter „Transcendental“ versteht man allgemein das von den Sinnen Unerfassbare, d. h. das Undenkbare. Dieser Begriff umfasst Relatives und Absolutes. Vergleichen wir mit einer Geraden, die von einem bestimmten Punkt ausgehend, ins Unendliche verlängert gedacht werden kann. Legen wir von diesem bestimmten Punkt aus einen Maßstab, den unseres Denkvermögens an, so beginnt ausserhalb desselben, unmittelbar auf der Verlängerung der Geraden, das relative, d. h. das vom Maßstab des Denkvermögens abhängige Transcendentale, während das absolute Transcendentale im Unendlichen zu denken ist. Nun kann uns das letztere wegen seiner unendlichen Entfernung wenig interessieren. Was unser Interesse beansprucht, ist das erstere, das eben da anfängt, wo unser Denkvermögen aufhört, und daher ganz individuell und verschiebbar ist. Für ein mit Sinnen begabtes Wesen, das aber die Aussenwelt gedanklich nicht zu erfassen vermag, sagen wir, ein neugeborenes Kind, ist dementsprechend alles transcendental. Gedanklich erfassen heisst, die Erscheinungen, die auf die Sinne einwirken, zu erklären, indem man sie mit anderen Erscheinungen in ursächliche Verbindung setzt. Das neugeborene Kind kommt mit der Welt in Berührung, empfindet auch Lust und Unlust, allein sein Denkvermögen ist null; die Sinne sind zwar tätig, erfassen aber nicht, es kann sich nichts erklären, und daher ist die ganze Aussenwelt für dieses transcendental. Ebenso verhält es sich mehr oder weniger bei den mehr oder weniger entwickelten Tieren.

Anders steht es mit den Empfindungen, die eigentlich als subjektive Eindrücke der von der — unendlich gedachten — Aussenwelt empfangenen

Reize aufzufassen sind; also Empfindungen, die wir qualitativ mit allen Lebewesen gemeinsam haben, die in uns Lust und Unlust erregen und uns ans Dasein binden. Diese können reeller und transcendentaler Natur sein. Reell sind sie, wenn sie sich in Gedanken, d. h. in ursächlichem Zusammenhang mit den Erscheinungen, ausdrücken lassen. Fallen sie aber ausserhalb des Denkvermögens (nämlich auf die Verlängerung der Geraden), so sind sie transcendental. Jeder reellen Empfindung entspricht ein Gedanke, ein engerer Begriff, ein mehr oder weniger genau zu bestimmender und zu messender Wert, z. B. Wärme, Licht, Hunger, Schmerz u. dergl. Die vom Transcendentalen beeinflussten Empfindungen können in Gedanken entweder überhaupt nicht oder nur ganz allgemein — ohne ursächlichen Zusammenhang — ausgedrückt werden, z. B. Schönheit, Unendlichkeit, Zeit, Raum u. dergl. Dazu gehört die Kunst in allen ihren Formen. Musik, Malerei und Poesie erwecken in uns Empfindungen, die sich in Gedanken nicht übersetzen, sich nicht erklären lassen. Nur in Tönen, Bildern und Gleichnissen können sie wiedergegeben werden. Es geht diesen der ursächliche Zusammenhang ab, und sie sind daher auf Mass- und Gewichtseinheiten nicht zurückführbar. So fehlt uns für ein „zartes Gefühl“, ein „trübes Gemüt“, eine „selige Liebe“ u. dergl. jeder Maßstab, denn diese Empfindungen lassen sich nur in Gleichnissen, wie: „Wenn ich ein Vöglein wäre —“, wiedergeben. Die Produktivität eines Musikers oder eines Malers können wir unmöglich mit physikalischen Energieeinheiten messen. Beim primitiven Menschen war das eigentliche ursächliche Denken noch so gering, dass auch die Umgangssprache in Gleichnissen bestand. Zeugnis hiervon legen die Schriften des Altertums, wie die Bibel, ab. Gleichnisse, wie: Geist = Wind, Zorn = Wind, Seele = Atem, kommen häufig vor. In der Sprache lag mehr Poesie und weniger Logik, und die primitiven Menschen waren mehr Künstler als Denker.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Nr. 2 und 5. (Zur Raumbewinnung diesmal in Kleindruck.)

giessen, sondern die Kirche gerne ganz umgestalten möchten. Es schweben mir dabei Männer vor wie Konrad Furrer, Hermann Kutter, sowie der unter dem Pseudonym Hans Faber bekannte Pfarrer Zimmermann im Zürcherland.

(Fortsetzung folgt.)

Die religiös-sittl. Erziehungsresultate des Christentums.

*) Von J. M. B.

Motto: Abg. Dr. Bachem, in der Jesuitendebatte im Deutschen Reichstag 1902: „... denn die Jesuiten arbeiten für die sittliche Haltung des Volkes und predigen nichts Anderes, als die christl. Weltanschauung.“
Evang. Math. 7, 20: „Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ — die Moral und Sittenlehre der Christen.

Seit Verkündung des Syllabus, wenn nicht schon seit Entstehung des Ordens der Jesuiten, ist der Katholizismus identisch mit dem Jesuitismus. Das, warum dessen so ist, sei hier unberührt gelassen; genug, dass dem so ist. Auch eine Untersuchung der jesuitischen Morallehren und Ethik soll nicht erfolgen. Hier wollen wir uns nur mit den historischen Ergebnissen des jesuitischen Erziehungssystems befassen; und zwar dies darum, weil sich die Jesuiten nicht bloss als die richtigen Interpreten der christlichen Moral und Sittlichkeit ausgeben, sondern als solche sich auch von ihren Verbündeten in Frack und Kutte bezeichnen lassen.

Es sei so und bezweifeln wir diese Angabe nicht, sondern untersuchen nur, an der Hand der Aufzeichnungen der Geschichtsmuse, was das für Erziehungsresultate waren und sind.

In Frankreich z. B. waren die Jesuiten niemals mächtiger, als gerade zu jener Zeit, wo der grösste und stolzeste Despot vielleicht aller Zeiten, der von den Schmeichlern als „Sonnenkönig“ verherrlichte Ludwig XIV. sich von der von ihrem jesuitischen Beichtvater geleiteten Witwe des ziemlich obskuren Scarron soweit umgarnen liess, dass er diese Frau, nachdem er sie vorher zur Marquise von Maintenon machte, in heimlicher Ehe selbst zu seiner Gemahlin erhob und dann über deren Empfehlung sich sogar einen Beichtvater aus der von ihm sonst so gehassten Gesellschaft Jesu erwählte. Die Folgen dieser Wahl zeigten sich alsbald darin, dass an Stelle des bisher am Hofe waltenden Frohsinns ein fast unerträglich werdender Bigottismus trat, der durch eifrigen Kirchenbesuch und Bussübungen die Sünden des Königs und seines Hofes während der Zeiten der Wirtschaft der königlichen Maitressen Fontanges und Montespan vergessen machen sollte. Doch dies nebenbei. Die Hauptsache war, dass man dem Jesuitenorden nächst allen sonstigen Vorteilen und Vorrechten auch das ganze Schul- und Erziehungswesen übertrug, so dass hierdurch die Gelegenheit gegeben war, die ganze Morallehre der christlichen Kirche rein und unverfälscht nicht bloss zu lehren, sondern auch auf das wirkliche Leben zu übertragen. Was zeigte sich nun?

Ludwig XIV. starb im Jahre 1715, tiefbetrauert von den von ihm so begünstigten Jesuiten, und ihm folgte auf dem schönsten Throne der Welt sein noch im minderjährigen Alter stehender Enkel Ludwig XV. Während seiner Minderjährigkeit führte sein Oheim, der Herzog Philipp von Orléans, die Regentschaft. Sein Berater, und nicht bloss in politischen Dingen, war sein Erzieher, der ebenso schlaue und sittenlose Cardinal Dubois. Die dritte im Bunde des Lasters und der Sittenlosigkeit war die Tochter des Regenten, die Herzogin von Berry. Das Motto dieser drei im Sinne der katholischen Moral und nach dem jesuitischen Erziehungssysteme erzogenen Persönlichkeiten war: „Das Leben ist kurz, man muss es darum nach Möglichkeit geniessen“; und man genoss auch darum das Leben mit vollen Zügen und in der ausschweifendsten Weise nicht bloss am Hofe, wo die Herzogin von Berry den Taktstock schwang, sondern auch in den nur dem Gebete und der Frömmigkeit geweihten Hallen des Klosters

von Chelles, wo eine zweite Tochter des Regenten, die Prinzessin Louise Adelheid, als Aebtissin ihres Amtes waltete.

Waren nun schon die Feste, welche Ludwig XIV., bevor er fromm und bigott wurde, seinen verschiedenen Maitressen gab, froh und üppig, so wurden die üppigsten davon noch weit übertroffen von den grossen Festabenden, welche die Herzogin von Berry im Sommer in ihrem Schlosse La Muette, im Winter im Garten ihres Palais Louxemburg, ihrem Vater und dessen Freunden, die auch die ihrigen waren, veranstaltete. Es waren dies Orgien und Bacchanalien, wie solche nicht einmal die lüsterne Raffiniertheit der alten Heiden zu erinnern vermochten. So durfte z. B. an diesen Festabenden nur „englisch“, d. h. im Jargon der niedersten Schichten von Paris, gesprochen werden, in welchem alles Tun und Lassen nur mit jenen Worten und Ausdrücken gesagt wurde, wie sie in den niedersten Spelunken und Bordellen gebräuchlich waren. Insbesondere wüst und an Schamlosigkeit nicht mehr zu übertreffen waren aber die von der Herzogin erdachten Adamsfeste, an welchem nicht selten auch hohe Kirchenfürsten teilnahmen. Und hiebei versäumten weder der Regent noch sein Hof, täglich der „heiligen Messe“ beizuwohnen und des öfteren das „heil. Bußsakrament“ in Empfang zu nehmen.

Nicht weniger sittenlos, wenn auch nicht so wollüstig raffiniert waren die Feste, welche der Regent seinen Gästen, worunter selbstverständlich auch seine Tochter und der Cardinal Dubois, das „verkörperte Laster“, wie ihn ein Zeitgenosse nannte, bot.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsgebet.

Wieder naht der erste August. Vier volle Jahre sind seit Beginn des Weltkrieges dahingegangen. Das nachstehende Kriegsgebet wird in Kürze, aber doch im grossen und ganzen die Gedanken und Wünsche wiedergeben, mit denen die Frommen ihre Bitten und Gebete hinaufsenden, an den „Thron des Höchsten im Himmel“. Zwar wird sich selbst nach der Meinung der Gläubigen der Weltherrscher durch die Gebete schwacher Menschen in seinen göttlichen Entschlüssen nicht bestimmen lassen. Aber wir müssen mit der Tatsache rechnen, dass Gebete immer noch nicht aus der Mode gekommen sind.

„Herr der Welten. Du bist allmächtig, barmherzig und gnädig, vor dir beugen sich alle, die da glauben in Demut und Reue. Alle erkennen sie ihre Ohnmacht und Sünden, dir allein gebührt Lob und Preis in Ewigkeit. Amen.“

Seit Jahrtausenden wüten die verheerenden Kriege. Ohne deinen Willen geschieht nichts, ohne deinen Willen fällt kein Wassertropfen zur Erde. Um die Menschen zu strafen und zu bessern, sandtest du den schwarzen Tod, die Pest, die Cholera und ein grosses Heer furchtbarer Krankheiten, von denen besonders die Schwindsucht unzählige Opfer, meistens in jugendlichem Alter, nach jämmerlichem Siechtum dahinflaß. Ja, o Herr, dir ist an Macht keiner gleich, du übernimmst die Verantwortung für alle deine Taten. Den Christenkindern sandtest du deinen einzigen Sohn, der zum Wohle seiner Glaubensgenossen sein Blut hergegeben hat. Allein die Menschen bleiben schlecht, sie verkommen im Elend und im Sumpf des teuflischen Unglaubens. Wohl hast du von Gottesglauben weder Nutzen noch Schaden, denn du bleibst der ewige, in Erhabenheit thronende Gott. Wäre es anders, dann wärest du ja kein Gott.

Niemals wird der erste August 1914, an welchem Tage vor vier Jahren der Weltkrieg entbrannte, dem Gedächtnis der Menschen entschwenden. Sind doch alle bisher auf der Erde dagewesenen Kriege bezüglich der Zahl der Menschenopfer, des Massenelendes, der Länderverwüstung nur Kleinigkeiten gegen die ungeheuerlichen Wirkungen des Weltkrieges, der seine Schrecknisse auch in den Lüften, ja selbst in und über dem Wasser in grausamer Zerstörungswut verbreitet. In deiner Gnade und Barmherzigkeit sandtest du von deiner erhabenen Höhe diesen Weltkrieg, durch den Gläubige und Ungläubige, Kirchen, sowie andere Gotteshäuser, die zu deinem Ruhme erbaut wurden, ohne Unterschied, in gleicher Weise vertilgt werden.

Unsere christlichen Glaubensbrüder der feindlichen Länder werden wir mit allen denkbaren Mitteln, mit Säbeln, Bajonetten, mit Bomben und Granaten, sowie mit giftigen Gasen ausröten. Sie haben es nicht besser verdient, da sie uns heimtückisch angriffen und so dein Gesetz der Nächstenliebe missachteten. Sie sind raubgierig und eroberungssüchtig, sie haben durch ihr Verschulden diesen traurigen, endlosen Krieg herbeigeführt. Wir bitten inbrünstig, dass du, o Gott, unser Vorhaben, unsere treue Kriegsarbeit unterstützen mögest. Wir bitten dich in Demut, unsere Waffen auf dem Felde der Ehre, zu Lande, zu Wasser und in den Lüften zu segnen und uns den Sieg zu verleihen.

O, Herr, deine Allmacht ist gross, erbarme dich unser. Ein Wink von dir würde genügen, um alles Elend zu beenden. Die Gerechtigkeit hätte keinen Wert, wenn die Ungerechtigkeit nicht existierte. Das Gute

*) Aus „Der Atheist“, Nürnberg.